

1923. 800.

# Wiesbadener Lazarett-Zeitung



MITTEILUNGEN ÜBER UNTERRICHTSWESEN, BERUFSBERATUNG UND STELLENVERMITTLUNG. HERAUSGEGEBEN DURCH DEN AUSSCHUSS FÜR VOLKSVORLESUNGEN FRANKFURT A.M. VOM

Arbeitsausschuss für Kriegsbeschädigten - Fürsorge Wiesbaden / Abteilung X vom roten Kreuz.

Nr. 3. 15. Juli 1917.

## Das Fort im Osten.

Der Vormarsch kam zum Stehen. Trümmer ruinen. Man richtete sich ein. Man sinkt in die Erde zurück. Langsam wird man heimisch. Wir sind die Gegend an. Alles wird untersucht, es bewohnt. Es ist nicht dasselbe, ob man dem Stellungstriebe zwischen dem Häuser- und Bahngewirr, zwischen den Gruben und Schächten, zwischen den Krassen halt macht oder in der endlosen russischen Steppe. Wir sahen uns die Gegend an und lachten mit Freude die - Forts in unseren

Der Ringstraße um die Festung. Davor in Ab- n, im Gelände untergetaucht, längliche Mul- Mondförmig gebogene Wälle und davor ein Graben. Die Bäume, die darin stehen, sind gekappt, rücksichtslos der Notwendigkeit, freies Feld zu haben, zum Opfer gefallen. Und in den Wällen die einzelnen Panzerarme. Aber wie alles jetzt aus! Granattrichter vermissen wir. Alles gesprengt und zerstört. Es waren ein- forts. Es sind nur noch malerische Trümmer- n. Der ganze Umkreis ist mit den Beton- n. besät, die geborsten und hoch in die Luft ste- beln sein müssen. Manneshöhe Stücke dabei. leuchten sie in dem satten Dunkel des üppigen n. Giftgrüne Eidechsen verschwinden blitzschnell dem Geröll. Wir leben im Zeitalter des n und des Dynamits. . . . Die Russen, oder n war, haben gute Arbeit getan. Da ist nichts zu machen. Die Geschützrohre sind weg. Die n Platten und Schienen der Türme zerbrochen, n, zermalmt, wie Papier. Immer in der n stand das Geschütz, rechts und links davon n- und Untertretraum. Da muß sich gut n lassen. Präsend bestaunt man die Dicke n Hände. Von kleineren Kalibern brauchen die n keine Notiz zu nehmen. Und die Panzer- n Man freut sich. Sie liegt 30 Meter ab- n wie ein Käfer auf dem Rücken. . . .

Das liegt. Wir finden den Krieg als den n besten Beweis für das Wort des Philosophen. n ändert den Besitzer. Die Dinge treten die n teuerlichsten Wanderungen an. Die lebhafteste

Phantasie kann sie sich nicht abwechslungsreicher vorstellen. Die ersten französischen Stahlhelme der „Boilus“ kleideten und schützten auch uns ganz gut. Ein Maschinengewehr wird, kaum genommen, umgedreht und verrichtet seinen Dienst mit „veränderter“ Front weiter. Wer von uns hatte nicht einen kleinen schmucken rumänischen Korabiner „gefacht“? Ich sah vorn bei den Stellungen ein Klavier. — „Ja, das stammt aus dem Quartier. Die Bewohner sagen, da hat es ein russischer Offizier hingebachtet. Und dann nicht mehr mitnehmen können.“ Nebenbei ist es eine deutsche Firma. Jetzt spielen wir die „Wacht am Rhein“ drauf. (Die „Memoiren eines Klaviers“ sind noch ungeschrieben.) — Der Sieger nimmt dem Besiegten die Waffen. Das war schon in der Steinzeit so.

Biel kann man ja mit den Forts sonst nicht mehr anfangen. Im Fort im Westen hatten wir eine herrliche Beobachtung. Rasematten, Bombenteller, elektrisches Licht. Das ist hier leider nicht. . .

Der Klappenschrank furt. Die Drähte summen. Ein nettes Bretterhäuschen. Frisches Gemüse. Eine Laube. Betten, Matragen. Eine Wetterfahne und Drähte, Drähte, Drähte. . . . Wo das Dynamit nicht ganz radikale Arbeit gemacht hat, ist es feucht. Käfer und Mäuse wohnen jetzt da. An die Wand hat einer gemalt: „Friedensjahr 1917“. Und darunter: „Nicht durchhalten — siegen gibt den Frieden“. . . .

Aber ich glaube, wir sind hier nur geduldet. Die eigentlichen Herren des Forts sind die Störche. Born in der Mulde stehen sie gravitatisch, in stoischer Ruhe. Sie fühlen sich als die Herren der Situation. Darauf kommt es schließlich auch an. Das kleinere Getier spricht hier nicht weiter mit. Sie nehmen gar keine Notiz von uns. Wenn sie sich lange genug unterhalten und vielleicht über uns lustig gemacht haben, fliegen sie langsam davon. Nach dem steilen Serethuser zu, das hell, pastellfarben in der Ferne herüberwinkt.

## VI. Preisanschreiben.

„Wie wünsche ich mir die Lazarett-Zeitung?“

In unserem VI. Preisanschreiben haben wir unsere Leser aufgefordert, uns zu sagen, was ihnen in der Lazarett-Zeitung gefällt, was sie vermissen und was sie sich anders wünschen. Das Preisanschreiben hat uns eine große Zahl von Äußerungen eingebracht. Den Hauptpreis haben wir zwischen Landsturmmann Robert Walte r, Reservelazarett VIII Launusblid, Königstein i. Taunus, Musikstetier Arnold Starck, Lazarett Hausbaden, Badenweiler im Schwarzwald, und Jäger M. Hiemann, Weilburg a. d. Lahn, Lazarett Kassauer Hof, geteilt. Die übrigen Einsender erhielten je ein schönes Buch.

Es ist unsere Absicht gewesen, mit unseren Lesern näher in Fühlung zu kommen. Diese Absicht ist vollkommen erreicht, und die Beiträge, die wir bekommen haben, werden es uns ermbglichen, die Lazarett-Zeitung noch mehr als bisher ihrem Zweck entsprechend auszugestalten.

In vielen Dingen stimmen die Ansichten, die geäußert worden sind, mit uns überein, und wir könnten aus dieser Übereinstimmung entnehmen, daß wir auf dem rechten Wege waren. Vor allem wird eine immer wiederkehrende Be- lehrung in den Fragen der Rechtsberatung, der Invalidenversicherung, der Krankenloffen, des Siedlungswezens u. dgl. gewünscht, so wie wir auch bisher aus diesem Gebiete von Zeit zu Zeit allgemeinverständliche Artikel von sachmännischer Seite gebracht haben. Ebenso hat unsere Lazarettberatung, durch die wir ja unmittelbar mit dem Einzelnen in Fühlung treten, und ihm nach Möglichkeit in seinen Sorgen beistehen, allgemeine Zustimmung gefunden. Wir haben auf dem Wege der Lazarettberatung bisher in 2930 Fällen Auskunft und Rat gegeben.

Was den unterhaltenden Teil der Lazarett-Zeitung betrifft, so gehen darin die Meinungen auseinander. Die einen freuen sich, daß wir in erster Linie kurze Erzählungen unserer Dichter bringen, die schön an sich, und geeignet sind, die Gedanken von der Gegenwart wegzulenken, die anderen wünschen, daß wir mehr als bisher die Kameraden ihre Kriegserlebnisse selbst erzählen lassen. Wir können die beiden Standpunkte als richtig anerkennen. Von der einen Seite wird ausgeführt: „Ein Krieger, der aus dem Felde verwundet oder krank heimkommt, sehnt sich vor allen Dingen nach Ruhe und Frieden, möchte befreit sein von Blut und Tod, möchte sich ausöhnen mit allen und vor allen Dingen mit sich selbst, denn fast alle sind sie dort draußen uneinig mit sich selbst geworden.“ Die andere Seite wird einwenden, daß nun einmal der Krieg die Wirklichkeit ist, in der wir drinnen stehen und der wir nicht entfliehen können. Vielleicht sind aber auch die beiden Standpunkte nicht so unvereinbar, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Wenn wir schöne Erzählungen von Hebel, Goethe, oder Gottfried Keller zum Abdruck bringen, vermitteln wir allen etwas von Deutschland und vom deutschen Geist, um den der Kampf in diesem Kriege geht, und wenn wir in manchem Preisanschreiben schon die Kameraden aufgefordert haben, von ihren Erlebnissen zu berichten, so ging es um solche Erlebnisse, die nicht nur ein äußeres Geschehen bedeuteten, sondern in Krieg und Kriegserfahrungen ein innerliches Erleben bringen, das allen

In tiefer Not.

Zeitgemäße Erinnerungen aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Innerhalb der deutschen Grenzen, zwischen Rhein und Weichsel, ist in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts jener Dreißigjährige Krieg ausgekämpft worden, der dann in seinen politischen Ergebnissen die Gruppierung, das Machtverhältnis der Staaten Europas bis zu unserer Gegenwart in den wesentlichsten Punkten bestimmt hat.

Der Feind stand viele, viele Jahre hindurch im deutschen Land, er benahm sich als Herr in jeglichem, höchstem Sinne: wie eine Mahnung klingt es aus den Tagen der Vergangenheit zu uns herüber, all unsere Kräfte, materieller wie ideeller Art, bis zum äußersten anzuspannen, um jetzt und für alle Zeiten zu verhindern, daß unsere zahlreichen Gegner wiederum an Deutschland ihren Vernichtungswillen üben!

Und gerade Einzelheiten aus der Zeit vor 300 Jahren können uns immer wieder von solchen Notwendigkeiten überzeugen. Aus gelegentlichen urkundlichen Neußerungen sei hier einiges zusammenge stellt:

Die fremden Söldner, welche des Königs von Dänemark Regimente bildeten, überließen sich auf dem Rückzuge in Schleswig-Holstein wilder Zügellosigkeit; Städte, die sich nicht verteidigen konnten, gingen in Flammen auf; schonungslos wurde alles verwüstet.

Nicht anders war es zwischen Hamburg und Bremen. Die kleine Stadt Stade wurde von Tilly belagert und mußte eine kaum erschwingliche Kriegsteuer extragen, dann kamen die Schweden, die noch 1645 brennend und sengend hausten, die Besatzung in ihre Regimente steckten und über 50000 Taler erprekten.

etwas zu sagen hat, und das wegführt vom Grauen des Krieges, aber nicht hinweg in eine Ferne, in die der Lärm des Krieges nicht dringt, sondern hinein ins eigene Innere.

Ebenso gehen die Meinungen auseinander, ob in der Lazarett-Zeitung auch die Fragen berührt werden sollen, die jetzt alle bewegen, die Fragen der Politik. Während auf der einen Seite dem Wunsche Ausdruck gegeben wird, daß die Lazarett-Zeitung sich von allen politischen Fragen fernhalten soll, finden andere es sehr angebracht, auch über den Stand der Politik zu berichten.

Ein Wunsch, den wir gleichfalls gerne erfüllen werden, ist der, regelmäßig auf Bücher hinzuweisen, die neu erschienen sind, und für Lazarettleser wichtiges bringen, ferner, daß wir gute alte Bücher zum Lesen empfehlen möchten.

Angewiesener Beifall hat die Abteilung für Scherz und Rätsel gefunden. Von einer einzelnen Stimme abgesehen, die sich gegen Rätsel äußert, wird die Anregung solcher Dinge gerade in den Lazaretten anerkannt.

Von manchen Seiten werden Gedichte gewünscht. Auch diesem Wunsch wird entsprochen werden, so wie wir bereits früher gelegentlich Gedichte zum Abdruck gebracht haben.

Von vielen Seiten ist angeregt worden, daß die Lazarett-Zeitung öfters erscheinen möge; das ist natürlich nicht nur eine Frage unseres Willens, sondern auch der zur Verfügung stehenden Mittel, aber wir hoffen, auch diesem Wunsche bald gerecht werden zu können.

Ganz im Sinne unserer Bestrebungen ist es, wenn dem Wunsche Ausdruck gegeben wird, daß die Kameraden in den Lazaretten selber mehr in der Zeitung mitarbeiten.

Wie wünsche ich mir die Lazarett-Zeitung?

(Aus dem Preisaußschreiben.)

Von Jg. M. Hiemann, sächsl. Jägerbat. 12. I. Komp., Weilburg a. L., "Kaisauer Hof", Vereinslag.

- Da unsere Zeitung uns läßt fragen, Was wir an sie für Wünsche tragen, So sei die Antwort, kurzer Frist: „Sie kann so bleiben wie sie ist.“ — Was sie zu sagen uns gewillt, Steht groß schon unterm Titelbild, Es zeigt der erste Blick ins Blatt, Daß sie dazu die Wege hat. Bis jetzt ist alles recht gewesen, Vom Kriege will man wenig lesen, Man kann sich an dem Blutigen Nicht mehr so recht ermutigen, Kein Mensch darf sich darüber wundern, Der Lebensgeist ist aufzumuntern. — Man führe jedem neu vor Augen, Wie jeder Mensch noch zu gebrauchen. Man laßt so gern in erster Zeit; Drum bringe man in Lustigkeit Erzählungen und kleine Scherze Ins helle Licht durch Druckerwärme. Der andre wieder hat es gerne, Daß er zum alten, neues lerne Der Weiterbildung dient zugleich, Was lehr- und auch gedankenreich. Auch ferner sorg' die Rätselleck, Daß jeder seinen Scherzfinn weck. Sie macht sich obendrein beliebt, Wenn es die nöt'gen Preise gibt. Ein Vorschlag, der vom Herzen stammt, Hat mich als Raucher stark entflammt: Man gebe uns Adressen an, Wo man noch Tabak kaufen kann. An Wünschen ist so reich die Welt, Wie in der Heimat, so im Feld. Die beste Zeitung unbedingt, Ist die — die was vom Frieden bringt!

In Mecklenburg haben 1624 die Lasten des Krieges begonnen. Mit ungeheuren mußten sich die Städte von der Tierung des Feindes loslösen. Von Wallenstein selbst 1626 geschrieben: „Die mar sind ruiniert.“ Wenige Jahre später Tilly das von den Schweden besetzte Mecklenburg und richtete jenes Blutbad an, an dem der lange von der Stadt begangene der Tillytag, erinnerte. Aber erst 1633 das größte Elend der Schwedenzeit im Drucke einer im Laufe des Krieges immer verwahrlosten und vertierten Soldateska. Stadt wie Blau hatte in knapp acht 15 Plünderungen zu bestehen. Kroaten und neuen zogen durch das Land . . . alle Winkel waren voll Heulens und Wehklagens die Verwüstung war groß an Menschen an Zimmern und Gebäuden . . . nichts als daß die Stadt in einen Steinhaufen gestürzt wurde.“ Dem platten ging es nicht anders; noch am Ende des Jahrhunderts lagen viele Dörfer ganz wüst. Die Stände des Herzogtums richteten an den Herzog, die Unmenschen könnten nicht mit Jungen ausgeredet heißen Thronen genugsam besetzt werden selbst der feindliche General Baner schrieb schwedischen Kanzler: „In Mecklenburg als Sand und Luft, alles ist bis auf den boden verheert.“

Im Münsterlande haben die zahlreichen vorhandenen Bittschriften und Gesuchen Sommer und Winter wie das Wäldern und Bergen gehaust, um nicht zu verlieren und um den Strafen an Leib und nach Möglichkeit zu entgehen. In Münster der vorher so blühende Bergbau völlig zerstört die Dörfer umgeben waren durch Brand und Brand in Trümmer gelegt.

Solche Tatsachen und Schilderungen beliebig vermehren. Wohl die Chronik Dorfes und jeder Stadt im weiten Umkreis kann hier einen Beitrag liefern, wie das Feind innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes gehaust hat. Materieller wie geistiger ward zerstört und vernichtet; Wege lichteiten eines Wiederaufbaues waren Zeit hinaus unterbunden. Eine heilige geht von dieser Unglückszeit an unsere daß jeder an seinem Teil und nach Maßgabe Kräfte mit dazu beitragen helfe, daß immerdar unser Land frei bleibe vom

Fest und unerschütterlich steht der Heere gegen jeden Ansturm des Feindes Mahnung geht an uns alle: „Eine erbaue!“

„Knapp wird's hergehen, hungern wird keiner!“

Peter Mosegger schreibt in seinem „Das ewige Licht“ — es ist ein Buch, in Lebensgeschichte eines frommen Geistes Form von Tagebuchnotizen geschildert folgendes. Der Geistliche ist in einem kleinen im Torwald. Dieses Dörfchen erleidet eine Missernte und ist während des Winters gesperrt von aller Welt. Dazu bedurfte es keiner englischen Seesperrte. Es war eine Verbindung nach dem Hochtal vorhanden Welt für sich. Und was geschieht in die für sich? Unterm 11. September 1877 Geistliche in seinem Tagebuch:

„Ein trauriges Ernten in diesem Jahre zahlte sich garnicht aus, die Sichel zu sagen sie. Mancher hat nichts mehr in und wartet schon mit Magenbrümmen auf Korn. Das magere Vieh muß billig verkauft weil das Futter fehlt. Was soll das Winter werden!“